

Interkulturelle Partnerschaften

2012 waren 13,5 % der Eheschließungen in Deutschland binational/ interkulturell. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Ehen von Menschen, die mit einem Migrationshintergrund die deutsche Staatsangehörigkeit haben, als deutsch / deutsche Ehen gelten, auch wenn sie in ihrer Lebenspraxis durchaus bikulturell / interkulturell sind (Migrationsanteil an der Gesamtbevölkerung war 2012 19,95 %).



Das zeigt sich auch in der Eheberatung. Etwa ein Drittel der Paare, die derzeit bei mir in Beratung sind, sind interkulturelle Partnerschaften. Beide Partner aus verschiedenen Kulturen, haben unterschiedliche Herkunftskulturen und manchmal leben sie hier in dem dritten Kulturraum. Das heißt, sie haben verschiedene kulturelle Prägungen in der Kindheit aufgenommen und eine unterschiedliche Identität entwickelt. Es wurden verschiedene Familienbilder, Rollen- und Wertevorstellungen verinnerlicht. Selbst wenn sie in einer neuen Kultur leben, bleiben diese Basiserfahrungen und Wertvorstellungen noch weiter wirksam, sind aber oft völlig unbewusst.

Wenn nun eine neue Familie gegründet wird, muss aus den unterschiedlichen Familienbildern und Erfahrungen eine gemeinsame Familienkultur entstehen. Das kann dann leicht zu Spannungen und Krisen führen.

„Das ist doch normal“ ist dann oft die Erklärung für die eigenen Vorstellungen von Familie. Aber das, was jeder unter Normal versteht, sieht unterschiedlich aus.

„Wir benutzen die gleichen Worte und verstehen etwas Verschiedenes darunter.“ erklärt eine Frau, die in einer interkulturellen Partnerschaft lebt.

„Weltfamilien“ nennen Beck-Gernsheim / Beck in ihrem gleichnamigen Buch die Familien, in der die unterschiedlichen Herkunftsidetitäten

aufeinandertreffen und in der eine gemeinsame Identität gefunden werden muss.

Zwei sehr unterschiedliche Familienmodelle finden wir in der Kollektivkultur und der Individualkultur. „Kollektivkulturen“

sind weitgehend in Asien, dem arabischen Raum, Afrika und Südamerika vertreten, tendenziell aber auch in den osteuropäischen Ländern.

In kollektiv geprägten Kulturen stehen das Wohlergehen der Gruppe und der Familiengemeinschaft, die oft auch hierarchisch geordnet sind, im Vordergrund. Der Einzelne hat sich ein- und unterzuordnen. Wobei die Grenzen, wer zur Familie gehört, in manchen Ländern sehr weit gezogen sein können. Die Großfamilie hat wirtschaftlich, sozial und emotional Vorrang vor persönlichen Interessen. Dem entsprechend handelt der Einzelne im Sinne der Großfamilie und

ist verpflichtet, die Familienmitglieder zu unterstützen und solidarisch zu sein. Im Extremfall wird bei dem Einzelnen auch über den beruflichen Werdegang, die Partnerschaftsbeziehung etc. mitbestimmt oder erheblich Einfluss genommen.

Die nach außen gezeigte Harmonie der Gruppe ist überaus wichtig, außerdem, dass die Hierarchie beachtet und die Ehre der Familie nicht verletzt wird. Es ist die Verantwortung aller Mitglieder das Ansehen der Familie zu wahren und zu sichern.

„Man hat Respekt vor den Eltern und gehorcht, auch wenn man schon erwachsen ist.“

Allgemein ist das Leben an festen Regeln orientiert. Das Rollenverhalten von Mann und Frau ist festgelegt.

„Es ist der Part der Frau sich um Haushalt und Kinder zu kümmern. Der Mann ernährt die Familie und arbeitet. Das ist bei uns so.“

Literatur:

- www.verband-binationaler.de Zahlen und Fakten
- E. Beck-Gernsheim / Ulrich Beck: Züricher Tages-Anzeiger 9.11.2011 www.tagesanzeiger.ch «Die gemeinsame Identität muss zuerst gefunden werden»
- Jürgen Friedrich: Interkulturelle Verständigung und Integration www.jafriedrich.de/pdf/Interkulturelle%20Verstaedigung%20und%20Integration.pdf
- Elisabeth Reif: Mit einem Partner aus einer anderen Kultur leben www.Familienhandbuch.de
- Interkulturelle –bikulturelle Partnerschaft www.Paarberatung.ch

Fehlverhalten führt zu Schamgefühlen und wird eher verdeckt. Es ist schwierig individuelle Verantwortung dafür zu übernehmen, weil es die Familienehre beschmutzen könnte.

Auf der anderen Seite sorgt die Familie auch für ihre Mitglieder. Jeder ist emotional eingebettet und hat seinen festen Platz im Großfamilienverbund. Er wird unterstützt und ist abgesichert, soweit das der Familie möglich ist. Es entsteht in diesem Sinne eine gruppenbezogene Sicherheit, verbunden mit der gegenseitigen Beauftragung und Verpflichtung zur Loyalität. Es wird erwartet, dass eine solidarische Haltung allen Mitgliedern der Herkunftsfamilie gegenüber eingenommen wird, auch im Erwachsenenalter und auch wenn man in einer anderen Kultur lebt. Oft überweisen die Familienmitglieder daher Geld zur wirtschaftlichen Absicherung in ihre Heimatländer, selbst wenn die eigenen wirtschaftlichen Spielräume sehr eng sind und das eigentlich nicht zulassen. Aber es wäre ein Gesichtsverlust, das nicht zu tun. Man macht die eigene Situation nicht deutlich, sondern verschweigt sie eher und gibt ein positives Bild ab, im Sinne der Familienerwartung.

Die Folge ist oft eine große emotionale Bezogenheit auf und Gebundenheit an die Familie und eher eine geringe persönliche Eigenständigkeit und Autonomie.

„Individualkulturen“ sind eher in der nördlichen und westlichen Welt zu finden.

In ihr steht die Eigenverantwortung der erwachsenen Personen im Vordergrund. Der Einzelne ist quasi beauftragt, das Bestmögliche an eigener Entwicklung, an beruflichen Werdegang und Erfolgen sowie eine emotionale und wirtschaftliche Verselbständigung zu erreichen. Der Einzelne ist gefordert, selbstbewusst, selbstsicher und selbstwirksam zu sein und eine emotionale Stabilität zu erlangen, die unabhängig von der Herkunftsfamilie ist. Dabei hat sich der Einzelne sozial zu verhalten, auch über die Familie hinaus in die Gesellschaft hinein.

In der Individualkultur gilt ein partnerschaftliches Ideal und die Familie ist eine Kleinfamilie, die sich selber absichert und trägt. Die Eltern sind für ihre Kinder allein verantwortlich und müssen den Alltag meistens allein bewältigen. Hilfen werden eher von der Gesellschaft erwartet als von der Familie. Rollenunterschiede von Frau und Mann werden als eher unbe-

deutend erachtet und nivelliert. Es besteht ein viel geringeres familiäres Netzwerk, was in persönlichen und auch in strukturellen Krisen trägt und absichert.

Bei den Paaren muss dann die emotionale Gebundenheit und Zufriedenheit viel stärker durch die Partnerschaft und die Kleinfamilie geschaffen werden. Das fordert jeden einzelnen Partner viel stärker. Gleichzeitig gibt es mehr Freiheit für ein selbstgestaltetes Leben.

Die Folge ist, dass eine enge Verbundenheit in einen größeren Familienverbund fehlt, was manchmal auch zu sehr isoliertem Leben der Familien führt. Das kann gerade in Krisenzeiten eine erhebliche Belastung sein.

Auswirkung auf die Partnerschaft und Familienbildung

Die Normalität einer Kollektivkultur unterscheidet sich also von der Normalität in einer Individualkultur. Kommen nun zwei Menschen mit diesen unterschiedlichen kulturellen Prägungen in einer Beziehung zusammen, braucht es zunächst Wissen über und Verständnis für die unterschiedlichen Herkunftserfahrungen. Es braucht Toleranz, Absprachen und Kooperation. Es müssen Kompromisse gefunden und eine gemeinsame Familienidentität entwickelt werden.

Da ist es z.B. in einer Familie ehernes Gesetz, den Sonntag mit den Kindern bei der Herkunftsfamilie (den Großeltern, Geschwistern und weiteren Verwandten) des Mannes zu verbringen, obwohl seine Frau die Sprache der Familie nicht spricht. Sie fühlt sich als Außenseiterin. Jede mögliche Gelegenheit, Krankheit des Kindes, Krankheiten in der Familie des Mannes etc. nutzt sie, um sich zu entziehen. Er erlebt das als Verweigerung und Ablehnung seiner Familie gegenüber und ist verärgert, weil seine Frau nach seiner Meinung seine Familie brüskiert. Sie möchte die knapp bemessene Familienzeit gerne mit Mann und Kindern allein verbringen und erlebt die Besuche als Missachtung ihr und der Kleinfamilie gegenüber. Für ihn ist das ein Konflikt, weil er es als eine Beleidigung gegenüber seinen Eltern sieht, die diese Besuche erwarten.

Was kann da zu einer Lösung führen? Zunächst bedarf es mehr Verständnis über die unterschiedlichen „Normalitäten“, die jeder empfindet. Es muss ausgetauscht werden, wie jeder in seiner Herkunftsfamilie aufgewachsen ist, was wichtig war und

auch heute wichtig ist, womit jeder ringt und was leicht zu lösen ist. Es müssen Kompromisse gefunden werden, mit denen beide leben können. Es müssen Entscheidungen gefällt werden, wie die neue Familienkultur aussehen soll.

In einer anderen Beratung wird deutlich, dass die Frau die tiefe Geborgenheit und das Getragen werden aus ihrer Herkunftsfamilie sehr vermisst und sie sich sehr einsam in der Kleinfamilie fühlt, bis hin zu depressiven Reaktionen. Sie ist Südländerin und war in ein starkes Familiennetz eingebunden, indem es immer Gemeinschaft gab, wo Mütter entlastet und Kinder betreut wurden. Jetzt soll ihr Mann, eher ein Individualist und Einzelgänger, das alles abdecken. Diese Erwartung kann er nicht erfüllen. Bei ihr führte das zu großer Enttäuschung und Vorwurfshaltung, zu Rückzug, Verweigerung und Vernachlässigung ihrer selbst, was die Distanz noch vergrößert und Intimität und Nähe verhindert.

Erst als der Schmerz der Frau deutlich wird, wie sehr sie ihre Herkunftsfamilie vermisst und sie das betrauern kann, kann sie auch erkennen, dass ihr Mann die Großfamilie nicht ersetzen kann. Es reduziert sich ihre Vorwurfshaltung. Sie gestaltet ihr eigenes Leben nun wieder aktiver und kreativer, zur Freude ihres Mannes, der sich ihr wieder stärker zuwendet. Beide können nun wieder Schritte aufeinander zu machen und wieder Gemeinsamkeiten erkennen. Dadurch können Nähe und Geborgenheit, die die Frau so vermisst hat, wieder wachsen. Sie kann erkennen, dass ihr Mann Zeiten des Rückzugs und des Alleinseins braucht und dass das keine Ablehnung ihr gegenüber ist.

So lernen beide Partner die unterschiedlichen Erfahrungen und Bedürfnisse zu verstehen und zu respektieren und auch dem Gemeinsamen Raum zu geben.

Interkulturelle Partnerschaft macht es notwendig, die jeweiligen Herkunftskulturen zu verstehen. Brücken müssen zwischen den verschiedenen Identitäten gebaut werden, damit eine neue Familienidentität entstehen kann.

Maria Albrecht-Böhnke

